

Silke Kettelhake

Sonja „negativ- dekadent“

Eine
rebellische
Jugend
in der DDR

Biografie

Osburg Verlag



Silke Kettelhake

Sonja „negativ- dekadent“

Eine
rebellische
Jugend
in der DDR

Biografie

Osburg Verlag



Silke Kettelhake

Sonja: „negativ-dekadent“

I can't get no: Sonja wollte sich nicht zufriedengeben.
Rote Fahnen? Rote Lippen! Hilflös und doch voller Wut
gegen
die bestehenden Verhältnisse ankämpfend, gefangen in
alltäglicher Repression, allein im Niemandsland der Auflagen
und Verbote:

Die Umerziehung zur sozialistischen Persönlichkeit im
geschlossenen Jugendwerkhof Torgau, stets im Kollektiv und
im Laufschrift, bedeutete nichts anderes als die
Auslöschung des Ichs. Sonjas Kampf
ums Überleben gipfelte in der Revolution von 1989.

Silke Kettelhake

Sonja: „negativ-dekadent“

Eine rebellische Jugend in der DDR

Biografie

Osburg Verlag

Erste Auflage 2014
© Osburg Verlag Hamburg 2014
www.osburg-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Clemens Brunn, Hirschberg
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Satz und E-Book: [G&U Language & Publishing Services GmbH](http://www.gu-language.com), Flensburg
Druck und Bindung: freiburger graphische betriebe GmbH, Freiburg

Printed in Germany

ISBN-Buch: 978-3-95510-042-1
ISBN-E-Book: 978-3-95510-049-0

Für Antje und Stefan

*Herzlichen Dank an
Dr. Christian Halbrock, BStU,
Martin Klähn,
Axel Peters,
Thomas Steinbacher
und Bernd-Dieter Westphal*

Inhalt

[Kein Entkommen](#)

[Im Laufrad](#)

[Meine liebste Olga](#)

[Warten](#)

[Stillschweigen](#)

[Seelenmesse](#)

[Wir sind keine Kinder mehr](#)

[Lange Straße](#)

[VP in der Flipsi-Bar](#)

[Aktion „Treue“](#)

[Halt mich fest](#)

[Narbengesicht](#)

[D-Heim Stralau](#)

[Zurück](#)

[Ostseewochenfieber](#)

[Panzerketten](#)

[Alles vor aller Augen](#)

[Mädchenstation Bernecker](#)

[Der Torgauer Dreier](#)

[Die Kommission](#)

[Aktion Genesung](#)

[Die Schleuse](#)

[Crimmitschau](#)

[Entleerte Jahre](#)

[Recht auf Arbeit](#)

[Zelle 23, Roter Ochse](#)

[PM 12](#)

[Unter Strom](#)

[Rumor](#)

[Lauffeuer](#)

[Die Freiheit führt das Volk](#)

[Guten Tag, ich würde gern
eine Demo anmelden](#)

[Reißwölfe und Flammenopfer](#)

[Schlusswort](#)

[Abkürzungsverzeichnis](#)

[Anmerkungen](#)

[Literaturverzeichnis](#)

[Abbildungsnachweis](#)

[Die Autorin](#)

„Die Schlagstöcke werden nur während des Dienstes getragen und sind anschließend wieder abzugeben. Bei Anwendung eines Schlagstockes ist dieser nur aus dem Handgelenk zu schlagen und nicht mit gestrecktem Arm. Dabei ist der Schlag nur in die Weichteile des Gegners zu schlagen. Alle anderen Stellen des Körpers sind zu vermeiden, da sonst größere körperliche Schäden entstehen können. Eine Belehrung in diesem Sinne ist monatlich zu wiederholen und aktenkundig zu machen.“

Von 1964 bis 1989 wurden dem geschlossenen Jugendwerkhof Torgau vom Ministerium für Volksbildung pro Jahr 25 neue Schlagstöcke und zwei neue Führungsketten bewilligt.

Kein Entkommen

Unvermittelt schiebt sich die Erinnerung vor. Ein Geruch, ein Lachen, ein Blick. Das Jetzt, die Kinder, meine Freunde, nichts zählt mehr. Ich bin wieder da. Die Zeit steht still. 21. Mai 1968. Die Wände kippen. Alle Geräusche schwinden, bis auf mein Keuchen. Einschluss. Die Tür kracht ins Schloss, der eiserne Riegel schiebt sich ruckend durch in meinen Kopf.

Niemand hatte mit mir gesprochen. Die Luft wurde zäher, zähflüssig wie eine wabernde Masse, je schneller ich atmete, nach Luft lechzend in dieser schmalen Zelle. Ein Geruch nach Chlor und Kacke. Meine Kehle schrie nach Luft. An der Wand hing hochgeklappt eine Holzpritsche. Vor der Tür, in deren Mitte eingelassen ein Sichtfenster aus starkem Glas für die Erzieher, stand ein dreibeiniger Schemel. Ein hohes Fenster, vergittert, es ließ kaum das schwindende Abendlicht herein. Draußen bellten die Hunde. Bald umschloss mich mit ihren schwarzen Händen die Dunkelheit im Würgegriff.

Um Luft ringend krümmte ich mich wie nach einem Marathonlauf. Ich werde ersticken. Ganz einfach und mies in dieser Zelle ersticken und verrecken. Geschlossener

Jugendwerkhof, Fischerdörfchen 15, Torgau, als wenn hier wie in einem bunten Heimatfilm die Fischer ihre Netze aufhängen und flicken würden. Ruhig atmen, ruhig, ruhig, ich sprach zu mir wie zu einem durchgehenden Pferd, das jeden Moment flankenzitternd und schweißgebadet in die Flucht ins Nirgendwo galoppiert. Die wollen, dass du durchdrehst. Die wollen, dass du gleich am ersten Tag durchdrehst. Die Freude werde ich ihnen nicht machen. Ich zitterte am ganzen Körper, mein Herz schlug immer schneller, heftiger, lauter. Gleich würde alles nicht mehr zu ertragen sein. Gleich explodiert mein Herz mit einem dicken Wumms und dieser Spuk hier hat ein Ende. Alles nur geträumt.

Auf dem Rand des Kübels wuchsen weiße Pilze. Niemals würde ich mich darauf setzen. Niemals würden sie meinen Willen brechen. Niemals. Niemals werde ich klein beigegeben. Draußen flötete eine Amsel ihr Lied. Der Sommer begann.

Ich weinte blind im Dunkeln. Das Schluchzen schüttelte mich, es überkam mich wie ein Sturm, in dem es keinen Schutz, keinen Unterstand gab. Wie eine Marionette, deren Fäden nur noch lose hängend die Figur nicht mehr zusammenhalten können, es schlugen meine Arme um mich im Veitstanz der Verrückten. Der Kopf knallt gegen die Wand, wieder und wieder. Blut wie warmes Wasser. Die Wand war harter, rissiger Beton, mit Lackfarbe überstrichen. Ich tastete, noch blind vor Tränen, über die Einkerbungen. Wie viele Finger sich wohl schon hier ihren Weg gebohrt hatten, als läge dahinter die Freiheit? Hört mich denn

keiner? Mit beiden Fäusten hämmerte ich gegen die Tür. Es musste mich doch jemand hören. Es musste doch jemand kommen. „Ich werd dir helfen! So eine Schweinerei hier zu veranstalten!“ Grelles Neonlicht blendete mich nach der Dunkelheit. „Da! Hast 'n Grund zu heulen!“ Wie ein Kind, das seine Puppe wütend fortschleudert, so flog ich gegen die Pritsche. „Jugendliche Plog! Haltung annehmen!“ Hand an die Naht der blauen, steifen Hose, geradeaus blicken. Das Blut auf der Wange trocknete und zog die Haut zusammen. Die Pritsche heruntergeklappt. Betten bauen! Missbilligend ein letzter Blick, bevor die Frau die Zellentür schloss. Hast du auch Kinder? Ich bin noch ein Kind, 1,53 Meter, 46 Kilo, seit zwei Monaten 16 Jahre alt, zerbrechlich wie dünnes Glas. Schlägst du deine Kinder? Mutter ist immer die Hand ausgerutscht. Wenn sie dich nicht mehr schlägt, schlägt dich das Leben. Wer nicht hören kann, muss fühlen. Meine Brust und mein Rücken schmerzten, als hätte jemand versucht, einen Pfahl durch mich zu treiben. Ich würde lernen, das Schweigen zu ertragen. Ich würde nicht untergehen. Mein Wille lebt. Denk nicht an die Zeit, die vergeht, hör auf zu denken. Hör nicht auf zu atmen. Atme weiter. Ruhig und regelmäßig. Es wollte mir nicht gelingen. Das Schwarz der Ohnmacht war mir eine Gnade. Ich hoffte darauf. Vor dem Schmerz im Schwarz zu versinken.

Im Laufrad

Mit der Präzision eines Uhrwerks verschloss Mutter die Wohnungstür. Einmal, zweimal knarzte der Schlüssel, mit einem leichten Klirren zog sie ihn ab. Das war getan. Alles lag abgeschlossen. Die Speisekammer, ihr Schlafzimmer mit dem dreifach verspiegelten Frisiertischchen, der Bücherschrank im Wohnzimmer. Das Bad war ihre letzte Station, bevor sie ging. Konturenkontrolle, Lidstrich, Lippenstift, passend, perfekt. Ich war fünf Jahre alt. Manchmal tätschelte sie mir beiläufig, als hätte sie mich ganz vergessen und erinnere sich nun wieder an meine Existenz, über den Kopf. Oder legte mir die Hand auf die Wange, um zu sehen, ob sie passt. Ob die Ohrfeige auf die Wange passt. In Gedanken nannte ich sie immer Mutter, denn eine Koseform wie Mami oder Mutti wäre ihr nicht gerecht geworden. Um die peinliche Anrede drückte ich mich. Hart war sie in ihren Ansprüchen, hart gegen sich selbst. Und hart gegen mich. Eine Perfektionistin mit kampflustig ausgerupften Augenbrauen, die sie viel zu hoch, kurz vor dem Haaransatz, zurück auf die Stirn malte. Allmorgendlich torpedierte sie sich mit dem Klappern der Brennschere in den vergangenen Chic der vierziger Jahre.

Mitte der Fünfziger trug sie ihr Haar immer noch im Stil von Zarah Leander.

Das Ritsch-Ratsch des Reißverschlusses ihrer Handtasche blieb mir als ihr durch die Stille tönender Startschuss haften. Ich lauschte dem sich entfernenden Stakkato ihrer Schritte im Treppenhaus, sah ihren weit schwingenden Rock mit den gelben Monden auf dem Schwarz sie wie eine aufblühende Blume umfassen, sah, wie sie auf die Sekunde genau in den noch wartenden Bus sprang, der sie verschluckte und von mir wegtrug. Häuserdächer und Lindenbäume, unbunt, farblos, lichtleer in der Erinnerung. Der Stoff für ihre Kleider kam aus dem Westen. Ihre Schwester ging. Ihr Mann ging. Seine Brüder, seine Eltern gingen. Jedes Jahr zu meinem Geburtstag am 4. März fing Lore die Westpakete meines Vaters ab und sandte sie zurück. Ich bekam seine Geschenke nie zu Gesicht. Nur ihre Eltern blieben hier. Hatten doch alles verloren im Krieg, das Haus mit dem Personal, die Offiziersstellung, alles war hin. Den Alten fehlte die Kraft, die Kraft zum neuen Leben.

Mutter war fort. Und ich, ihr verhasster, magerer Kobold mit den großen, braunen Augen, die sie täglich an meinen Vater erinnerten, wusch ihre Strümpfe. Tagtäglich hatte sie das Bild der Schande vor Augen. Die Erinnerung an den Mann, der sie hat sitzen lassen. Sein Lachen, sein Rufen, sein Eigenwillen, alles in mir. Wir hatten diese schicke Wohnung mit Balkon im vierten Stock, und es wurde gemunkelt, Protektion von ganz oben. Woanders saßen sie im Winter alle zusammen in der Küche, um Koks zu sparen.

Flüchtlinge, alles verloren, die zitternden Hände an den Schläfen, gebeugt auf Leiterwagen, und die Tiefflieger kamen. Man hockte zusammen und teilte. Gas gab es immer nur wenige Stunden, kaum war Druck - und die Suppe wurde wieder nicht fertig. Das war bei uns anders. Eine junge Frau, alleinstehend, in einer Drei-Zimmer-Wohnung mit Gasheizung, das ging doch nicht mit rechten Dingen zu. Kohlschleppen war bei uns passé. Arbeit hatte sie ja, Chemikerin an der Universität Rostock, „Chemie gibt Brot - Wohlstand - Schönheit.“¹ Gelernt hatte Leonore Katerina Thümmel, alleinerziehend, Jahrgang 1926 und eigentlich ist sie eine „von“, an der Deutschen Versuchsanstalt und Fachschule für Lederindustrie in Freiberg, mit dem Abschluss Chemotechnikerin. Sofort fand sie Anstellung im Metallhütteninstitut der Bergakademie Freiberg, wurde vom Arbeitsdienst freigestellt, kriegswichtiger Forschungsauftrag. Die Bergwerksakademie war einbezogen in die Planungen etwa des Reichsluftfahrtministeriums.² Radium und Uran galten plötzlich als die kostbarsten Güter der Welt. Geforscht wurde für das alles verzehrende, mäandernde Monstrum des Krieges. Als eine der wenigen weiblichen Studenten fuhr Leonore ein in die „Reiche Zeche“ und in die „Alte Elisabeth“. Das Leben unter Tage ohne Licht, nur mit den Geräuschen, die im Bauch des Berges geboren wurden, gehörte zu ihr wie der Glaube an den Endsieg. Sie wusste, dass der Endsieg eine Lüge war, doch für Lore gab diese Lüge einen Sinn.

Ihre Eltern besaßen Geld. Geld, das es ihnen erlaubte, in einem doppelstöckigen Haus in Leipzig-Leutzsch zu residieren. Es ging ihnen gut, so, wie es ihnen zustand. Das Auto und der Chauffeur waren eine Selbstverständlichkeit. Ausgebombt waren die anderen. Sechs Jahre lang kam der Vater auf Heimaturlaub, sonst gehörte er dem Krieg. Mutter und ihre Schwester Ursel erhielten Klavier- und Geigenunterricht und ihr Hausmädchen sprach ein wenig Französisch, weil es einmal in Berlin gearbeitet hatte. Für einen Schauspieler. Das waren die Geschichten, ungeheuer elegant, noblesse oblige, lächelte Oma. Die Erinnerung wie ein Vorhang aus einer anderen Welt. Wir saßen in ihrem hell tapezierten Salon mit den Regalen voller Glastiere, in deren filigranen Beinchen sich das Licht brach, da waren die auf Glanz polierten Blätter der Gummibäume, das Chinesenporzellan und der rahmenverbrämte Spiegel. Hier hatten Mutter und ihre Schwester in die blaue Stunde eines jeden frühen Abends hinein musiziert, und Oma erzählte von den Ausritten und den Sonntagsausfahrten durch die sanft hügelige Landschaft. Von Rinderbrust mit Meerrettichsoße, schweigend vorgelegt. Bei Tisch nur ein leises Klingen des täglich polierten Silberbestecks am Meißner Porzellan. Die Kinder durften nicht sprechen und vom Teller wurde aufgegessen, egal was es gab.

Auch wenn Mutter und ich nur zu zweit waren, immer aßen wir mit Silberbesteck und Damasttischdecke. Den Kopf hatte ich über den Teller gesenkt, um Mutters missbilligendem Blick nicht zu begegnen. Halte! Dich!

Gerade! Bei Tisch klemmte mir Mutter den Stiel des Schrubbers hinter den Rücken, damit ich endlich aufrecht saß. Die Arme eng an den Körper geklemmt, starrte ich für volle drei Tage auf die mit Hackfleisch gefüllten Paprikaschoten, die ich partout nicht mochte. Gegen den Hunger trank ich literweise Wasser aus dem Hahn, bis sich mein Bauch wölbte wie der einer Hochschwangeren. Die Paprika, deren oberer Rand sich rötlich-braun wellte, die starb und trocknete wie ein totes Organ, rührte ich nicht an. Keinen Bissen würde ich hinunterbringen. Nimm die Gabel in die Hand. Die Gabel. Mit der flachen Hand schlug Mutter auf den Tisch. Die Teller bebten. Du isst. Jetzt. Ich beugte den Kopf, weil mein böses Lächeln kam. Es kitzelte die Mundwinkel, kitzelte, bis sie sich nach oben zogen, obwohl ich mir fest auf die eingesaugten Wangen biss. Lachen stieg in mir auf, unaufhaltsam, es hielt mich fest im Griff und schüttelte mich. Atemnot, unterdrücktes Prusten ließ mich rot anlaufen. Du lachst noch. Warte nur, dir wird das Lachen schon vergehen. Sollst sehen, was Hunger ist. Dir geht es doch viel zu gut. Ich in deinem Alter, das hätte ich mir mal erlauben sollen. Du weißt doch gar nicht, wie gut du es hast. Respekt fehlt dir. Frolleinchen, dir werd ich helfen. Wer geht denn hier Tag für Tag arbeiten? Wer? Sie wollte keine Antworten. Morgens bekam ich kein Brettchen, wie das, auf dem sich Mutter ihre zwei Brotscheiben mit Butter bestrich, sie mit Marmelade versüßte und viertelte, morgens bekam ich Paprika, mittags den weißen Goldrandteller mit der Paprika, abends. Bis Mutter nach drei Tagen klein beigab.

Dieses eine Mal. Das Sprechen bei Tisch war mir strengstens verboten, ganz wie in den alten Romanen.

Seit ich vier Jahre alt war, hängte Mutter mir ein Pappschild um den Hals mit meinem Namen, mit ihrer Adresse und der ihrer Eltern, dann ging sie in kurzen, eiligen Schritten mit mir zum Bahnhof, gab dem Bahnpersonal ihre Weisungen - Mutter war schlecht im Bitten - und der Interzonenzug brachte mich von Rostock nach Leipzig. In diesem deutsch-deutschen Reisezug, Rostock-München über Leipzigs Sackgassenbahnhof, fuhren viele aus dem Westen und nur manche mit einer Ausreisegenehmigung aus dem Osten. Kontrolliert wurden Reisende und Gepäck von den Genossen der Transportpolizei, unterstellt dem Ministerium für Staatssicherheit. Immer rutschten ihnen die Gewehre vom Rücken, wenn sie sich bücken mussten, und in der Steifheit ihrer Uniformen bewegten sie sich einförmig wie mein Aufziehhaffe mit der Trommel, der immer nur eine Bewegung kannte. Für mich gab es geschälte Apfelsinen und Eckchen Schokolade und Buntstifte und Plastikautos und manchmal ein kleines quadratisches Buch. Das hieß Pixi-Buch und es ging darin um Petzi, Pelle, Pingo, Seebär, Schildkröte und Papagei. Petzi war der Anführer mit den guten Ideen, die anderen die Gefolgsleute, die willfährig jeden Blödsinn mitmachten.



Leonore Siberg mit ihrer Tochter Sonja

Manchmal hüpfte ich Schdobblhobbser, hallwe Borrdzschon, an der Hand meiner Thümmel-Oma durch die Straßen Leipzigs - ich höre noch ihr silbernes Armband mit den Maiglöckchen klingen, ein Freundschaftsarmband, das sie immer noch mit ihrer besten Kinderfreundin teilte - und wir wurden von ihrem ehemaligen Personal begrüßt, das mittlerweile ganz anderen Herren gehorchen musste. Meine Großeltern wollten ihren Besitz, ihr Haus nicht verlassen. Also saßen sie und wir im Osten fest. Doch das große Haus mit dem weitläufigen Garten, die dazugehörenden Ställe,

alles gehörte nun dem Staat. Den Großeltern blieben nur wenige Zimmer, darunter der Salon mit dem Erkerchen und der Kissenbank. Alles drum herum verfiel, niemand fühlte sich zuständig. Schon ließ sich ablesen, woran die DDR krankte, und das machte meine Oma ganz kümmerlich. Die dort nun sonst in ihrem Haus Einquartierten waren Flüchtlinge, offiziell Umsiedler. Glück nur, dass Opa nicht ins Gefängnis oder ins Lager gesteckt wurde. Oder nach Sibirien musste. Aus Frankreich hatte er während des Krieges Seide, Unterwäsche und Parfüm, alles, was die Französinen so reizvoll machte, an Oma nach Hause geschickt, als wäre er in einem großen Warenhaus einkaufen gewesen. Ah und Oh machten Lore und ihre jüngere Schwester Ursel, wenn wieder Pakete von der Front ankamen. Oma schwärmte und ihre Sätze flogen auf wie bunte Schmetterlinge, die im Wind vergehen. Mutter sprach ihr abschätzig eine Dienstbotenseele zu. Meine Großeltern waren mir die liebsten Leutchen, und wenn ich zurückkehrte nach Rostock, durchzog mich ihr sächselnder Singsang im Sprechen und im Denken, auf und ab modulierend wie eine zwitschernde Amsel. Mutter kämpfte selbst mit ihrem Dialekt und hasste es, wenn ich ä Schälchn heeßn Gagau wollte. Nur um sie zu ärgern, sagte ich, Räschnwermerkrieschn, nü, so, ich frier sö ännne Füße. Wie heißt das? Ich friere an den Füßen. Regen werden wir kriegen. Du weißt es doch. Also. Tag und Nacht gab sie mir das Gefühl, dass ich nicht dazugehöre, dass ich nicht zu ihr gehöre. Von klein auf allein, habe ich immer das

Ohr an die Tür gelegt. Wollte wissen, was die Erwachsenen reden. Aber was mit Mutter war, habe ich nie erfahren.

Sie, in ihrer schönsten, ihrer flirrenden Mädchenblüte, wie gelang ihr der Weg 1945 zu den Eltern, von Freiberg nach Leipzig? Warum war Ursel fort in den Westen, Ursel, die Kleine, die jeden Abend im Halbschlaf das Horst-Wessel-Lied summete, warum blieb Lore allein in Freiberg zurück? Was hielt Mutter denn ab von der Flucht in den Westen? Da waren das Weiß ihrer mit Spitze umrandeten Kniestrümpfe und die hochgebundenen Zöpfe, die sie immer noch trug aus der Kleinmädchenzeit, da waren die Augen, blank, die alles sahen. Das letzte Aufgebot, die Jungs, die angesichts des Kriegsendes Fahnenflucht begangen hatten und deren Leichen nun von der Freiburger Altväterbrücke im Winde baumelten. Ein Frauentorso, der die Spuren einer Vergewaltigung trug, an den Blutgerinnseln mästeten sich die Fliegen und die Ameisen. Der sich Stückchen um Stückchen vorwärtsschleppende Todesmarsch der etwa tausend Jüdinnen vom Außenlager des KZs Flossenbürg. Was hatte Lore erlebt auf ihrem Weg von Freiberg nach Leipzig, was hat sie so hart werden lassen, fragte ich mich immer, welche Bilder hatten sich ihr eingebrannt, als sie durch den aufblühenden Frühling die über hundert Kilometer bis Leipzig zurücklegte? Fort, nur fort aus diesem Albdruck der zerstörten Dörfer, durch ganze Felder von zerschossenen Lastwagen und Geschützen, vergessene Friedhöfe aus Stahl. Oder sie saß im DKW, das wenige Gepäck auf der Rückbank, rauchte Zigaretten, schloss die

Augen und schob ihre Hand tief und warm in den Schoß des Fahrers.

In Leipzig, in den Jahren nach dem Krieg, neben Kaderbildung und Bezirksdelegiertenkonferenz der SED, lernte Lore meinen Vater kennen. Heinz Siberg, drei Jahre jünger. Aus Heinz machte sie Harry und er ließ es sich gefallen. Zur See war er gefahren auf der Gorch Fock, die nun Towarischtsch hieß, in schöner Offiziersuniform, bis in die Wolkenkratzer, die allerhöchsten Masten, konnte er klettern und es machte ihm nichts aus. In ihrer Anwerbephase für das MfS, für das Ministerium für Staatssicherheit, verfasste Lore am 12. März 1956 ihren Lebenslauf: „1936 wurde ich Mitglied des BDM, dem ich begeistert angehörte.“³ Vom „Bund Deutscher Mädel“ führte ihr Weg sie weiter zur „Freien Deutschen Jugend“: Vier Jahre nach Kriegsende reifte sie zum aktiven FDJ-Mitglied, hatte bald 250 Lehrlinge unter sich und leitete die Betriebsgruppe der FDJ des VEB Galvanotechnik Leipzig an. „Trotzdem mir zu Hause große Schwierigkeiten wegen meiner politischen Arbeit gemacht wurden, bat ich um Aufnahme in die Partei und wurde am 13. 9. 1949 als Kandidat aufgenommen.“ Weiter berichtet Lore in ihrem Lebenslauf: „Auf Grund meiner Erziehung von zu Hause, wollte ich auch nach 1945 nichts mehr mit ‚Politik‘ zu tun haben. Erst durch einige Betriebsjugendversammlungen 1949 wurde ich an politische Probleme herangeführt.“ Nach ihrem Eintritt in die FDJ sind ihr die Zonensternfahrt nach Berlin und die Landessternfahrt nach Meißen große, prägende Erlebnisse. Nach Besuch der

Kreisparteischule bekommt sie den „Parteiauftrag in der Leipziger Baumwollspinnerei (Schwerpunktbetrieb mit 1200 Jugendlichen) als FDJ-Sekretär zu arbeiten. Diese Funktion übte ich bis zur Geburt meiner Tochter Sonja am 4. 3. 1952 aus. Dann hörte ich vorübergehend auf zu arbeiten.“ Eine gemeinsame Wohnung hatten die Eltern von Sonja in Leipzig nicht. Und dann kam dieses 4. Parlament der FDJ, die Delegiertenversammlung 1952 in Leipzig, mit Volkstänzen, den Paaren, die umeinander wirbelten, die Mädchen in schwingenden Röcken. Aufmärsche von schönen, aufrechten jungen Männern und Frauen in Turnertracht. Es lag ein Flair in der Luft, das an das Adrenalin, das Mitmachenwollen im Hier und Jetzt, aber eben auch an das von vor zehn Jahren erinnerte.

Aus Leipzig gingen Harry und Lore fort, an die Ostsee: „Während des 4. Parlaments der FDJ in Leipzig lernte ich den Genossen XX⁴ (VP-See) kennen und dieser fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, zur VP zu gehen.“ Zur Volkspolizei. Wiederaufrüstung, Nachrichtendienste, Funkverkehr, die Marine steckt noch in den Kinderschuhen. In der Offiziersschule in Kühlungsborn wird Lore Kabinettsleiterin, „Gehilfe für Jugendfragen, jedoch nur als Zivilangestellte“, zudem unterrichtet sie Chemie und Mathematik. Das Ehepaar lebte sich auseinander. Harry, mein Vater, hatte Kernmacher gelernt für die Autoproduktion. Sein Vater arbeitete als Paketpostschaffner auf dem Leipziger Bahnhof, seine Mutter war Postangestellte in der Paketkontrolle, auch seine Schwester war bei der Post. Das waren kleine Leute, in

Mutters Augen. Nun war Harry Siberg SED-Leitungsmitglied, war in der FDJ, im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund FDGB sowie in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. 1952 konnte er an der neu gegründeten Deutschen Hochschule für Justiz in Potsdam-Babelsberg das lang erträumte Studium der Rechtswissenschaften beginnen. Dann ging er nach drüben.

1955. Drei Jahre war ich, Sonja, alt, als Harry Ehe Ehe sein ließ, er verließ Mutter und mich und wurde in Frankfurt am Main ein gefragter Wirtschaftsanwalt, der der wasserstoffblonden Rosemarie Nitribitt, jener Frankfurter Hure, die durch ihre spektakuläre Ermordung bald Berühmtheit erlangen sollte, eine Wohnung verschaffen konnte. Auch Mutter hatte Protektion: „Durch die Vermittlung des Gen. XX (2. Vorsitzender des FDGB im Bezirk Rostock) kam ich zur Gewerkschaft Wissenschaft und wurde am 15. 8. 1955 als Instrukteur der BGL [Betriebsgewerkschaftsleitung] an der Universität eingestellt. Zunächst war ich verantwortlich für die kulturelle Massenarbeit. Später wurde mir die Funktion als Sekretärin des Sekretariats des Komitees für Gesamtdeutsche Arbeit und die Leitung des Kulturensembles übertragen.“⁵

Mutter bekam die Wohnung in der Hans-Sachs-Allee 28 zugewiesen. Eine ganze Wohnung mit drei Zimmern, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Esszimmer, ein Badezimmer mit Wanne und Dusche, für eine alleinstehende Frau mit nur einem Kind. An der Wilhelm-Pieck-Universität in Rostock war

sie nun für die bunten Abende mit Propaganda zuständig. Ab und zu hat sie mich mitgenommen. Einmal durfte ich mit der Tanzgruppe im Zug mit den Studentinnen und Studenten nach Westdeutschland fahren, nach Delmenhorst. Alle sangen und waren vergnügt. Mutter wusste, dass die Studentinnen mich niedlich fanden: große Augen, magerer Körper, gewitzter Geist. Damals glaubte man noch an die Wiedervereinigung. Auf beiden Seiten. Und Mutter bespitzelte im Uniapparat auf Weisung des Ministeriums für Staatssicherheit gezielt die ihr zugewiesenen Personen unter dem volltönenden Decknamen „Carmen“. In der „Einschätzung des GI ‚Carmen‘ vom 12. August 1957“ hieß es über diesen „Geheimen Informator“: „Der GI ist maximal ausgenutzt. Er berichtet über die Math.-Nat.-Fak., gesamtdeutsche Arbeit, Kulturensemble, und über die Wi.-Wi.-Fak. [...] Um den GI weiter fachlich zu qualifizieren, ist er im IV. Quartal in eine noch zu werbende KW einzuführen. Da der GI in manchen Fragen zu subjektiv ist und sich manchmal von humanen Erwägungen leiten lässt, ist der GI politisch zu festigen, damit er härter und objektiv wird. Dies ist besonders notwendig für die Arbeit an Personen wie Dr. XX und XX, an denen der GI konkret arbeitet. Weiterhin ist dies erforderlich, da der GI eine schwache Seite für das männliche Geschlecht hat.“⁶ Carmen kam mit allen Fakultäten in Kontakt, sie nutzte Vertrauen und Freundschaft, um ihrem Führungsoffizier Grebe Informationen über Professoren, Assistenten, Aspiranten und

Studenten zu liefern. Über alles, was ihr klassenfeindlich, opportunistisch, konterrevolutionär erschien. Da eine KW, eine konspirative Wohnung, in der man sich hätte treffen können, fehlte, zahlte ihr der Führungsoffizier für Zigaretten, Kaffee, Torte, Frühstück in den HO-Gaststätten sechs bis acht Mark pro Treff. Manchmal waren es auch glatte 20 Mark, die für Carmen quittiert wurden.

Am 17. Februar 1957 unterschrieb Mutter eine Schweigeverpflichtung, der noch viele weitere folgen sollten: „Ich, Leonore Siberg, geb. 25. 5. 1926, wohnhaft in Rostock, Hans-Sachs-Allee 28, verpflichte mich, über alle Gespräche, die ich mit einem Mitarbeiter des MfS führe, gegenüber jeder 2. Person strengstes Stillschweigen zu wahren. Mir ist bekannt, dass ich bei Bruch dieser Verpflichtung nach dem Paragr. 353 c des StGB zur Verantwortung gezogen und bestraft werde.“⁷

Der damalige Abwehr- und Spionagechef, Staatssekretär für Staatssicherheit, Minister Ernst Wollweber, bezeichnete die Angeworbenen als überlebenswichtig für den Fortbestand der SED-Herrschaft: „Ohne diese Atmungsorgane können wir nicht leben und nicht arbeiten.“⁸

Es war also alles geregelt. Nur dieses Kind kam ihr dazwischen, das sie für eine Fotoaufnahme hoch auf der Mauer ihres Balkons zurechtsetzte. Eine kleine Bewegung, und das Anderthalbjährige, ich konnte noch nicht richtig sitzen, hätte die Balance verloren. Womit in diesem Alter immer zu rechnen ist. Mutter aber hatte ihre Aufnahme im Kasten. Nur eine kleine Bewegung, und ich wäre in diesen

Abgrund des Neuanfangs gefallen. Hier in unserem Viertel, in das die Rufe und Pfiffe der Fans des Rostocker Fußballclubs SC Empor aus dem nahe gelegenen Ostseestadion drangen, waren die nationalsozialistischen Häuserzeilen nahe der großen Kaserne mit Hubschrauberlandeplatz und den mittäglichen Warnsirenenstößen zur sozialistischen Wirklichkeit geworden. Früher hieß unsere Hans-Sachs-Allee Hermann-Göring-Allee. Die Häuser standen in langen Reihen gestaffelt, feldgrau wie die Wehrmachtssoldaten. Die Straßen im Hansaviertel bildeten gerade Raster, mit Gehweg und Rinnstein, während wenige Hundert Meter weiter in Richtung Altstadt und Hafen die Trümmer und die Krater lagen, schwarz gähnend wie offene Gräber. Die Männer blieben im Krieg oder kamen spät zurück. Zum Straßenbild gehörten die Versehrten, auf Krücken, in Rollstühlen, die eher Särgen glichen, und wir bezahlten mit Lebensmittelkarten, bei Verlust kein Ersatz, lose Abschnitte ungültig, nicht übertragbar. Der Krieg steckte allen noch in den Knochen, ob sie es wahrhaben wollten oder nicht. Rostock war eines der wichtigsten Rüstungszentren des Reiches gewesen: die Werften, die Flugzeugwerke, die Heinkel- und die Aradowerke. Die Stadt brannte aus in den Aprilnächten 1942 unter den Bomben der Royal Air Force.



Auf dem Balkon in der Hans-Sachs-Allee

Aus meinem Kinderfotoalbum hatte Mutter die Bilder, auf denen mein Vater zu sehen gewesen sein muss, ohne große Vorsicht herausgerissen. Ich fuhr mit den Fingern über die trockenen, weißen Spuren des Klebers auf dem schwarzen Karton. Fragen stellen durfte ich nicht. Ihr nicht.

Drinne knarnten die Dielen unter meinen leisen Schritten, die Wände wurden weiter, Mutter war fort. Die Wohnung hoch im vierten Stock wurde zum festen Bestandteil meiner